

INTERVIEW MIT EMANUEL MÜLLER

«Partizipation war eine zentrale Anforderung»

Das Interview führte Dorothee Guggisberg.

Sie kommen ursprünglich aus der Animation, ist das richtig?

Nicht ganz. Ich war eine Zeit lang Präsident des Vereins Pro Jugendhaus Altdorf. Ich habe Pädagogik studiert und dann lange im Kanton Uri als Regionaljournalist mit dem Presdienst Innerschweiz für schweizerische Tageszeitungen berichtet. Wir haben das «Kritische Forum Uri» (KFU) gegründet, «Die Alternative», eine linke Monatszeitung herausgegeben, mit der wir eine Gegenöffentlichkeit herstellen wollten.

Wie sind Sie dann an die Hochschule gekommen? Als ich 1986 als Kursleiter an die Jugendarbeiter-Ausbildung Luzern (JAA) gewählt wurde, war ich sozusagen ein Quereinsteiger. Und bin dann 25 Jahre – bis 2011 – geblieben. Diese Zeit war total abwechslungsreich, interessant und dynamisch, voller Herausforderungen und vielfältiger Veränderungen.

Sie sind als Kursleiter gekommen. Was war Ihre Funktion: Dozent, Projektleiter ...? Als Kursleiter war man verantwortlich für die inhaltliche und organisatorische Durchführung eines Kurses gemeinsam mit einem Team von Ausbildnern und Ausbilderinnen. Ich leitete drei Kurse der Jugendarbeiterausbildung à drei Jahre.

1995 kam bereits die Fusion von drei Sozialschulen auf dem Platz Luzern und die Funktion «Kursleiter» gab es danach nicht mehr – wir waren nun alle «Dozenten». Ich habe früh in die damalige Abteilung Weiterbildung, Dienstleistung und Forschung (WDF) gewechselt. Damit waren völlig neue Aufgaben verbunden, etwa der Aufbau der Forschung und des ganzen Weiterbildungssektors. Das führte zu einem vollkommen neuen Profil.

Ich weiss ja nicht, wie weit Sie die Geschicke der Hochschule noch verfolgen, aber ich vermute, Sie tun dies zumindest noch mit einem Auge. Wenn Sie auf Ihre Zeit zurückschauen, auf diese 25 Jahre: Was war aus Ihrer Sicht die wichtigste Veränderung? Der «Umbau» zur Fachhochschule ging sehr rasant vor sich und verlangte tief greifende Änderungen. Die Fachhochschule betrachte ich als eine bildungspolitische Erfolgsgeschichte. Das für mich oft behäbig wirkende Schweizer Bildungssystem hat hier eine immense Dynamik entwickelt. Die evidenteste Veränderung war das Wachstum: Die Schule ist auf ihrem Weg zur Hochschule sozusagen «explodiert». Von ehemals knapp 20 Angestellten auf 130, von ehemals gesamthaft rund 200 Studierenden auf 700, neue Räume, eine wachsende Zahl von Weiterbildungsangeboten und eine Vielzahl von Forschungsprojekten. Ein Wachstum, das zunächst quantitativ beeindruckt, das der Grössenentwicklung aber auch qualitativ in nichts nachsteht.

Wo sehen Sie die grössten Veränderungen, wenn Sie an das Kerngeschäft Lehre denken? Im Unterrichtsbereich hat sich enorm viel verändert. Heute ist er ein Stück weit wissenschaftlicher und versachlichter, aber auch ein Stück weit distanzierter und unpersönlicher geworden. Ich habe jeweils zusammen mit einem Team während drei Jahren 25 Studierende vor mir gehabt. Daraus haben sich sehr intensive persönliche Beziehungen ergeben. Dies ist so nicht mehr möglich bei einem System mit Modulen. Damit werden mehr Leute erreicht – was aus ökonomischer Sicht attraktiv ist – und inhaltlich Auswahlmöglichkeiten angeboten. Es gibt aber eindeutig weniger soziale Kontakte zwischen Studierenden und Dozierenden. Und dies ist etwas, das ich bedaure. Denn in den sozialen Berufen ist Kontaktfähigkeit und Sozialkompetenz eine wichtige Qualität. Ich empfinde auch als Verlust, dass man in der Ausbildung weniger konfrontiert wird, dass die Verhaltensdimension weniger Gewicht hat als die Wissensdimension. Eine Kursgruppe hat mehr an Auseinandersetzung und Konfrontation ermöglicht, was für Studierende und Dozierende eine grosse Herausforderung darstellte. Die Unterrichtsorganisation mit Modulen kann auch eine Form des «Punktesammelns» zur Folge haben und zu einer «Krämermentalität» führen. Die Studierenden kalkulieren,

wo sie am einfachsten Punkte holen können und ob sie ein zusätzliches Engagement zeigen wollen.

Wir hatten noch vier Kurswochen pro Jahr. Man konnte vor Ort Aktuelles aufgreifen oder auf ein Thema fokussieren. Darin lag ein grosses didaktisches und methodisches Potenzial. Man konnte intensiv arbeiten und hat sich manchmal auch die Nächte um die Ohren geschlagen. Die Beteiligung der Studierenden war hoch. Sie haben sich eingemischt und sie wollten etwas machen. Sie haben den Unterricht mitgeplant und mitgestaltet. Das war enorm lernintensiv. Aber ich denke, das sind «tempi passati».

Die Entwicklung der Sozial- und Selbstkompetenz ist heute noch wichtig und deshalb hat man hier Korrekturen vorgenommen. Wobei ich auch sagen kann, dass ich gewisse Vorteile sehe, so, wie es heute ist. Wo sehen Sie diese Vorteile verortet oder wo sehen Sie die Möglichkeiten von heute?

Gruppendynamischer Druck in einer Kursgruppe konnte auch dazu führen, dass Studierende, die einen weniger persönlichkeitsorientierten Stil bevorzugt hätten, mit diesen Anforderungen nicht klargekommen sind oder diese als zu intensiv, als zu persönlich erlebt haben. Man kann sich auch fragen, wie weit dies notwendig war. Es war ja keine Therapie- und auch keine Gruppendynamik-Ausbildung, sondern eine Ausbildung für Berufsleute im Sozialbereich.

Ich begrüsse es, dass die Studierenden heute wissenschaftlich mehr gefordert werden. Und mit den Modulen findet auch eine Art von themenorientiertem Unterricht statt. Erhalten sie auch die Möglichkeiten, ansatzweise in Forschungsprojekten mitzuarbeiten, mitzudenken und gar Teilaufträge zu übernehmen, sind das zusätzlich wichtige Erfahrungen. Man muss sich bewusst sein, dass mit der Forschung in den Fachhochschulen ein Tätigkeitsbereich erschlossen wurde, der vorher inexistent war.

Jetzt hat sich die Soziokulturelle Animation stark weiterentwickelt. Wo sehen Sie da die relevanten Entwicklungen und wie würden Sie diese einschätzen? Ich möchte zuerst kurz auf den historischen Kontext eingehen: 2018 feiern wir nicht nur hundert Jahre Gründung der Sozialschule, sondern gedenken beispielsweise auch des Endes des Ersten Weltkriegs. 1918

fand in der Schweiz der Generalstreik statt, mit sozialpolitischen Forderungen wie nach einer Alters- und Hinterbliebenenversicherung, Forderungen, die erst dreissig Jahre später mit der Einführung der AHV erfüllt wurden. Wir hatten 1918 Millionen von Toten, nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch als Opfer der Spanischen Grippe. Das ist der Kontext der Gründungszeit. Das heisst, die Pionierinnen, welche die Schule aufbauten, standen in einer völlig anderen Welt als wir heute.

Die Gründung der Jugendarbeiter-Ausbildung in Luzern und des Grundkurses Animator in Zürich erfolgte im Kielwasser der 68er-Bewegung. Viele damalige Studierende, welche die neuen Ausbildungen absolvierten, aber auch die damals schon fünfzig Jahre alte Schule der Sozialarbeit, waren bereits oder wurden geprägt von den neuen Ideen der 1968er. Da wurde die Welt neu gedacht und umgekrempelt. Die eine Schule wurde als fünfzigjährige «bestandene Dame» damit konfrontiert, die andere Schule ist als «junger Flegel» mit diesem Gedankengut aufgewachsen.

Inwieweit wurde die beiden noch jungen Ausbildungen davon geprägt? Das hat sich auch in den Ausbildungsmodellen niedergeschlagen: Sicher am interessantesten war das Modell einer Selbstautorisierung bezüglich Qualifikation. Die Studierenden waren Mitträger der Qualifikation. Sie haben die Beurteilungskriterien festgelegt, sie haben mitentschieden, ob die eigene Arbeit angenommen oder abgelehnt wurde. Damit wurde eine Monopolfunktion von Ausbildung infrage gestellt. In meinem ersten Kurs habe ich dann erlebt, wie der Kanton Luzern, der das Diplom ausstellte, ultimativ eine externe Prüfungskommission für die Diplomprüfung verlangte. Das war dann ein erster Bruch mit den Ideen der Gründungsgeneration.

Die Ausbildung war berufsbegleitend. Die Leute haben alle im Feld gearbeitet und während drei Jahren die Ausbildung gemacht. Ein didaktischer Vorteil bei der Arbeit im Feld ist, dass man im Unterricht laufend auf die Berufserfahrung zurückgreifen kann. So ist die Verknüpfung von Theorie und Praxis, von Praxiserfahrung und Unterricht viel intensiver möglich. Die Ausbildung hat sich als Modell für die Arbeit im Feld verstanden. Partizipation war eine zentrale Anforderung. Das hat

zum Teil tolle Resultate gebracht. Die Studierenden haben sich bis in die Vorbereitungen hinein am Unterricht beteiligt. Wir haben mit ihnen vorbesprochen, was wir machen, was unser Vorschlag ist, und fragten, ob sie Änderungswünsche haben oder andere Vorstellungen. Die Kursteilnehmenden wussten genau, dass sie vertreten waren. Dies hat zum Teil zur Übernahme von kleinen Unterrichtseinheiten oder zu Ein- oder Ausstiegen von Unterrichtstagen geführt. Sie haben sich wirklich überlegt, was sie beitragen können. Es war eine andere Form von Engagement, da bin ich überzeugt – es war eine sehr lebendige Beteiligungskultur.

Haben die Studierenden bereits solche Kompetenzen mitgebracht oder gab es auch solche, bei denen Sie sagen würden, sie waren mit der Partizipation etwas überfordert? Es gab sicher auch Leute, die überfordert waren, und es gab vielleicht auch Leute, die sich übernommen haben, die viel mehr machen wollten, und denen wir dann sagen mussten: «Es kann nicht sein, dass ihr den Unterricht ganz alleine macht.» Man musste den Ort zu finden, wo sich die Leute einbringen und etwas Relevantes beitragen konnten. Es konnte sein, dass jemand einen Text zum Thema suchte und ihn in den Unterricht einbrachte – was dazu führte, dass neben der Fachliteratur vermehrt auf Belletristik zurückgegriffen wurde. Dies ist ein riesiger Schatz an Literatur der anderen Art, die da entdeckt und verwendet wurde.

Charakteristisch für die Ausbildung war, was ich «orale Kultur» nennen möchte. Eigentlich ist das, was Animation ist, lange Zeit wie eine grosse Erzählung gelaufen, ein grosses «Palaver». Vieles, was mit den Studierenden erarbeitet wurde, hat zu wenig schriftlichen Ausdruck gefunden.

Fachlich bezog man sich lange auf die deutschen Publikationen zum Thema Jugend und Jugendarbeit, auch zur Gemeinwesenarbeit. Wir haben dann die französische und niederländische Literatur entdeckt und teilweise übersetzt, und 1999 haben wir unser erstes Fachbuch publiziert. Dass in den letzten Jahren die Publikationen stark zugenommen haben, finde ich sehr begrüssenswert und wichtig.

Weshalb hat man das Bedürfnis nach Verschriftlichung nicht gehabt? Heute hätte ja sofort jeder und jede den Eindruck,

man müsse einen Artikel dazu schreiben oder ein Buch machen. War dies der Zeitgeist oder hat man Schriftlichkeit als etwas zu Starres empfunden? Ich glaube, es hat etwas zu tun mit Festschreibungen, mit Verbindlichkeiten. Was geschrieben ist, ist geschrieben. Was gesagt ist, kann man modifizieren, kann man verändern, kann man widersagen. Kleist hat einen sehr schönen Aufsatz geschrieben: «Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden». Darin zeigt er auf, dass viele grosse Reden in der Geschichte sich erst während des Sprechens entwickelt haben.

Gab es denn immer genügend Leute, die sich für die Ausbildung interessierten? Wir mussten zum Teil um Studierende kämpfen, auch weil die Ausbildung teurer war als die der Sozialschulen. Wir waren abhängig von einem Markt. Die Studierenden waren motiviert und sehr fordernd, haben sich auch als Kunden und Kundinnen verstanden.

Welche Entwicklungen waren bei den Welschen beziehungsweise den Franzosen sichtbar? Frankreich hat grundsätzlich eine andere Geschichte. In den 1930er-Jahren wurde mit dem «Front populaire», also mit der Volksfront-Regierung, die 1936 an die Macht kam, Freizeit ganz wichtig. Es gab ein «sous-secrétariat» für Freizeit. Dann sind die ersten bezahlten Ferien gekommen. Aus dieser Zeit gibt es unglaublich schöne Fotos, von all den Familien, die zum ersten Mal ans Meer in die Ferien fahren konnten. In Frankreich gibt es ja heute noch jede Menge Ferienkolonien, getragen von den Gewerkschaften, den Parteien, der Kirche. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann eine grosse Kulturdebatte, die zu den «Maisons de la Culture» führte. Kultur wurde als Gut für alle deklariert, was dann in eine Demokratisierungsdebatte mündete, in der unter anderem Fragen über den Zugang zur Kultur gestellt wurden.

War der Übergang von der Jugendarbeit zur soziokulturellen Animation oder von der Animation zur soziokulturellen Entwicklung ein schleicher Prozess oder ein abrupter Schritt? Das war ja irgendwie auch eine Kulturveränderung, nicht nur eine inhaltliche Festschreibung. Abrupt war es eigentlich nicht. Schon länger war man mit der Berufsbezeichnung Ju-

gendarbeiter nicht mehr zufrieden, weil man sich damit auf eine Adressatengruppe einschränkte. Soziokulturelle Animation haben wir zunehmend als gemeinwesenorientierte Arbeit verstanden. Und schon vom Namen her ergab sich der Einbezug des kulturellen Bereichs. Aber die Ausrichtung und Orientierung auf den sozialen Raum und die Ausweitung der Adressaten waren der wesentliche Schritt.

Ein weiterer wichtiger Schritt für die Weiterentwicklung war das neu geschaffene Nachdiplomstudium Gemeinde-, Stadt- und Regionalentwicklung (GSR). Wir wollten damit zeigen, wo zukünftig Animation stattfinden kann. Von Anfang an wollten wir einen interdisziplinären Lehrgang. Das war er und ist es heute noch. Und es gibt ihn immer noch, und das nach 17 Jahren.

Es gibt viele Beispiele, anhand derer man zeigen kann, wo Schnittpunkte zu anderen Disziplinen sind. So ist zum Beispiel Regionalentwicklung auch Animation und Sozialarbeit, sie muss aber auch als das gedacht und konzipiert werden. Wenn man Abwanderung von hochqualifizierten Leuten für die Randregionen als grosses sozialpolitisches Problem bezeichnet, dann geht man über die rein ökonomische Betrachtungsweise hinaus. Ein «brain drain» hat grosse und negative Auswirkungen auf ein soziales Gefüge. Wenn ein Gebiet so viele intellektuelle Leute verliert und diese laufend ersetzt werden müssen, dann schlägt sich dies auf das ganze soziale Gefüge nieder.

Niemand würde sagen, es sei nicht wichtige Arbeit. Niemand würde heute noch sagen, sozialräumliche Bezüge seien obsolet, im Gegenteil. Aber ist der Begriff «Animation» heutzutage berufspolitisch attraktiv genug? Ich habe das Gefühl, er hat politisch nicht die Zugkraft, die er haben müsste. Zentral sind die drei Begriffe Animation, Soziokultur und Entwicklung. Bei der Animation bleibt das Problem für Berufsleute, sich als Animator bzw. Animatorin zu bezeichnen, bestehen. Das Wort hat einerseits etwas leicht Anrühiges. Andererseits gibt es in Frankreich noch die ganze Kommerzialisierung des Animators über den «Club Méditerranée».

Soziokultur wurde vermehrt zusammen mit dem Begriff der Entwicklung gedacht und verwendet. So nennt sich ja auch das zuständige Institut an der Hochschule Luzern folgerichtig

«Institut für Soziokulturelle Entwicklung» und fördert und erforscht soziale und kulturelle Entwicklungen. Entwicklung bedeutet Bewegung, ist ein Vorwärtsgehen. Viele Entwicklungen kommen einfach und müssen in der Folge bewältigt, gemindert oder genutzt werden. Mitgestalten und mittragen, damit sich ein Gemeinwesen positiv entwickelt, damit Ziele gesetzt und erreicht werden, damit neue Bezüge entstehen von Engagement, dies sind ganz wichtige Punkte. Geschehen kann das nicht nur über die formelle Ebene wie Gemeinderäte und Kommissionen, sondern auch über die informellen Kanäle.

Wenn Sie jetzt noch in die Zukunft schauen: Wohin müsste sich die Hochschule entwickeln? Wenn es weiterhin so viel Überraschendes und Unerwartetes gibt wie in den letzten Jahren, dann ist es wie Kaffeesatzlesen und schwierig, Entwicklungen vorauszusehen und vorauszusagen. Wenn Soziale Arbeit rückgekoppelt sein soll auf soziale Probleme und soziale Fragestellungen, die in der Gesellschaft vorherrschen, dann ist auch deren Entwicklung nicht so einfach voraussehbar. Wenn wir davon ausgehen, dass wir in zehn Jahren mit vielen neuen Problemen konfrontiert werden, die wir heute noch nicht kennen, dann kommen auch auf die Ausbildungen für Soziale Arbeit neue Anforderungen zu. Wenn ich die Studien über Sozialberufe lese und was sich da an neuen Stellen ergeben wird ...

Meinen Sie die Studie, welche gerade durch das BSV zur Produktivität in der Sozialen Arbeit veröffentlicht wurde? Genau. Dann sehen wir, dass neue Felder zwar voraussehbar waren, aber sich dann relativ schnell entwickelten. So zum Beispiel der ganze Altersbereich. Dieser wird sich wahrscheinlich auch noch mehr ausdifferenzieren. Es entstehen neue Projekte und neue Ideen, wie ältere Leute sich in den verschiedenen Lebensphasen einbringen können, bis zur Pflegebedürftigkeit und Demenz.

Weiterhin ein grosses Problem wird die ganze Integrationsfrage sein. Diese wird sich noch fokussierter, anders, neu stellen. Der gesellschaftliche Zusammenhalt verlangt eine sehr grosse Aufmerksamkeit. Es ist nicht mehr so, dass es einfach per se funktioniert. Es muss da und dort etwas geleistet werden, damit dies überhaupt möglich ist.

Ich finde es auch wegweisend, wenn grosse Wohnbaugenossenschaften Profis aus der Animation und der Sozialarbeit anstellen. Ein weiteres spannendes Thema ist der ganze Freiwilligenbereich mit der Frage, wo die Soziale Arbeit ihre Aufgabe hat. Braucht es sie überhaupt? Es entstehen neue und bisher nicht bekannte Formen.

Ohne Zweifel wird es die Soziale Arbeit auch in zwanzig Jahren noch brauchen. Die Professionalisierung ist nicht rückgängig zu machen und die Leistungen haben genauer, präziser und massgeschneidert auszufallen.

Und sehen Sie bei der Animation eine andere Entwicklung der Profession? Ob es für die Animation die gleiche Professionalisierung braucht wie für die Sozialarbeit, darüber kann man diskutieren. Ich habe bei der Diskussion über die Berufsentwicklung der Soziokulturellen Animation den Begriff «Professionalisierungs-Bedürftigkeit» aufgeschnappt. Und dann stellen sich sofort Fragen. Wer ist bedürftig? Sind diejenigen Leute, welche die Angebote der Profession brauchen, der Profession bedürftig oder ist die Profession der Professionalisierung bedürftig?

Und ich bin mir nicht so sicher, ob es genau der richtige Weg ist, wenn man dem klassischen Professionsverständnis nach-eifert. Vielleicht braucht gerade die Animation mehr Auslauf, um ihre Professionalisierung etwas anders zu definieren und zu erproben. Aber sie braucht dabei auch Unterstützung. Ich würde eher für eine horizontale Professionalisierung plädieren als für eine vertikale sowie für eine Trans-Professionalisierung, anknüpfend am Begriff der Transdisziplinarität.

Dies würde für mich heissen: Die Professionalisierung muss in engem Kontakt mit Adressaten und Arbeitgebern stattfinden. Diese haben ganz viel beizutragen. Sie machen Erfahrungen, welche wichtig sind für die Profession. Das muss auf jeden Fall mitgenommen, mitbedacht und mitbehandelt werden. Ich muss meine Überlegungen und Resultate kommunizieren, ohne dass die Animation dessen entoben wird, was sie noch vermehrt leisten muss. Sie muss Theoriebildung und Forschung vorantreiben und sich noch besser positionieren.

In der bestehenden Dreiteilung – Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Soziokulturelle Animation – stellt sich auch in Zu-

kunft die Frage, ob es diese noch braucht oder ob man nicht eine generalistische Ausbildung anstreben sollte. Diese Frage treibt ja die Hochschule schon lange um. Sie intensiviert sich insbesondere dann, wenn das Interesse an der Soziokulturellen Animation weiter zurückgehen sollte. Wenn man davon ausgeht, dass diese zurückgeht, dann wird es schwierig werden. Wenn man es schafft, den Rückgang – ich weiss nicht, wie gross der ist – zu stoppen oder ihn sogar wieder umzudrehen, dann eröffnen sich einfach wieder ganz spannende Perspektiven. Und wenn es natürlich ausläuft, dann läuft es aus. Gleichzeitig gibt es ganz andere Phänomene. So werden im Bereich Raumplanung Überlegungen gemacht, eine Art von Animationsausbildung anzubieten. Offenbar merken Techniker, Raumplaner und Architekten, dass es Projekte gibt, bei denen sie mit ihrem Können an die Grenzen kommen. Weil noch andere als raumplanerische und architektonische Fähigkeiten verlangt sind. Und genau hier liegen die zukunfts-trächtigen Arbeitsfelder, die Chancen, welche es wahrzunehmen gilt.

Ich höre aber immer wieder von den Schwierigkeiten, Stellen bei einer Gemeinde- oder Quartieranimation mit Animatoren und Animatorinnen zu besetzen. Für solche Stellen ist Motivationsarbeit zu leisten. Es gilt aufzuzeigen, dass dort die Zukunft ist.

Hat es denn zu wenige Berufsleute, um solche Stellen zu besetzen? Ich muss da noch einmal auf das Jubiläum, auf die Geschichte zurückkommen. Hundert Jahre sind hundert Jahre. Dann springt doch ins Auge, wie viel mehr Sozialarbeitende in diesem Zeitraum ausgebildet worden sind, wie viel grösser das Korpus an Professionellen der Sozialarbeit ist, wie viel gewichtiger und erfahrungsträchtiger verglichen mit demjenigen der Animation. Daneben ist die Animation fast ein Winzling.

Also bleibt die Notwendigkeit, sich für die Animation noch immer zu legitimieren? Eine Arbeit, die sich legitimieren muss, muss auch sehr genau sagen können, was sie macht. Dies ist auch eine Chance. Und anstatt zu jammern, wir müssten immer erklären, was wir machen, sage ich: «Erklärt es einfach gut.» Dies gehört mit dazu. Das ist eine anspruchsvolle

Aufgabe, die hohe Kompetenz verlangt. Man muss das lernen und üben in der Ausbildung.

Was würden Sie der HSLU wünschen für die nächsten, nicht gerade hundert, sagen wir zwanzig Jahre? Dass sie die nächsten zwanzig Jahre gut übersteht. Dass sie flexibel und innovativ bleibt oder noch mehr wird. Dass sie für Berufsleute eine Ressource ist im Sinn eines Kompetenzzentrums, worauf man zurückgreifen kann und wo man Unterstützung bekommt – sei dies über Forschungsprojekte, über Weiterbildung oder grundsätzlich über die Ausbildung per se. Dass sie versucht, ihre jetzige Dreigliederung, die ich durchaus als Diversifizierung und als Vielfalt empfinde, zu behalten. Mit allen Schwierigkeiten, die dies mit sich bringt.

Gibt es noch etwas, das Sie zum Schluss erwähnen möchte, einen Gedanken, der nicht vergessen gehen soll? Es kann nicht hoch genug geschätzt werden, dass und wie gut auf dem Platz Luzern den Sozialausbildungen die Fusion zu einer Fachhochschule gelungen ist. Das habe ich nicht als selbstverständlich empfunden – es war nicht so einfach, die drei unterschiedlichen Kulturen zusammenzubringen und damals auch die Höhere Fachschule für Animation mitzunehmen in diesen Prozess. Dass dies gelungen ist, hat viel gegenseitiges Verständnis und viel Goodwill verlangt.



Emanuel Müller, geb. 1951, ist Pädagoge (lic. phil. I) und war zwischen 1986 und 2011 als Dozent und Projektleiter am Departement Soziale Arbeit der Hochschule Luzern und deren Vorgängerschulen tätig. 1986 bis 1995 war er Kursleiter der Jugendarbeitsausbildung (JAA) und Co-Schulleiter der Höheren Fachschule für Soziokulturelle Animation (HFA). Nach der Fusion 1995

hat er als Leiter des Kompetenzzentrums Stadt- und Regionalentwicklung die Weiterentwicklung der Soziokultur im vierfachen Leistungsauftrag (Ausbildung, Weiterbildung, Dienstleistung, angewandte Forschung und Entwicklung) massgeblich geprägt und zum Beispiel 1999 das Standardwerk «Soziokulturelle Animation. Grundfragen, Grundlagen, Grundsätze» zusammen mit Heinz Moser, Heinz Wettstein und Alex Willener herausgegeben. Seit seiner Pensionierung lebt Emanuel Müller in Frankreich.